

## IRRE UND IKONEN

Schon mit acht Jahren war sie fasziniert von den so genannten «Wilden» und ihr Berufswunsch stand früh fest: Völkerkundlerin. Jetzt, mit 48 Jahren, steht Mareile Flitsch als neue Direktorin des Völkerkundemuseums und Professorin für Ethnologie strahlend in ihrem Büro und sagt mit weit ausholender Geste: «Dieses Institut und das Museum sind ein Juwel.» Die Doppel-, gar Dreifachbelastung als Museumsdirektorin und als Professorin mit Forschungs- und Lehrauftrag schreckt sie nicht. «Das Institut und das Museum bilden ein Zentrum der Schweizer Ethnologie und sind gut aufgestellt», sagt sie und führt durch die neue Ausstellung über tibetische Teppiche, die noch unter ihrem Vorgänger konzipiert wurde.

Mareile Flitsch möchte das Forschungsmuseum mehr als bisher der breiten Öffentlichkeit bekannt machen und damit dem Interesse an fremden und bedrohten Kulturen entgegenkommen. Vermitteln will sie nicht Exotik, sondern Achtung gegenüber dem Anderen und dem Können fremder Völker. Ihr letztes Forschungsprojekt an der Technischen Universität Berlin drehte sich um die Geschichte und Ethnologie der Alltagstechniken Chinas. Dabei befasst Flitsch sich mit der Frage, wie die Menschen in China ihren Alltag organisieren und ihre Lebensbedürfnisse technisch bewältigen. Ein Beispiel: die Kultur



Mareile Flitsch

und Geschichte des Essens mit Stäbchen. Die einseitige Ausrichtung des Körpers beim Handhaben der Essstäbchen bringt nämlich ganz andere kulturelle Alltagsgewohnheiten hervor als das Essen mit Messer und Gabel. Mareile Flitsch hat lange in China studiert und gelebt: «China mit seinen 56 Völkern und 55 Minderheiten hat eine eigene Ethnologie, die wir im Westen kennen lernen sollten. In Zürich kann ich mein Wissen nun einbringen.» Marita Fuchs



*«In der Politik herrscht das Bild vor, die Wissenschaftler müssten an die kurze Leine genommen werden.»*

Wir leben in einer Gesellschaft, die durch die moderne Technologie geprägt ist. Die Wissenschaften eröffnen der technischen Dynamik einen expandierenden Raum für jene materiellen Konkretisierungen, die unsern Alltag in Medizin, Medien, Verkehr, Ernährung, kurz: in allen Bereichen gründlich umgekrempelt haben und das noch immer tun. Eine paradoxe Konstellation zeigt sich im Film. Schon am Beginn der fulminanten Karriere des Kinos wurde der Mad Scientist zur Lieblingsfigur auf allen Bildschirmen. Als Idealtyp gilt der irre Erfinder Rotwang in Fritz Langs Film «Metropolis» (1926), der die Menschen mit seinem obszönen Begehren nach prometheischer Herrschaft in den Abgrund treibt. Die neuen Bildmedien haben inzwischen nicht aufgehört, diese populäre Rache am szientifischen Triumphalismus zu inszenieren.

Umgekehrt fällt auf, dass die eindrucklichsten Mad Scientists ungefähr wie der späte Albert Einstein aussehen, der seinerseits zur weltweit verehrten naturwissenschaftlichen Ikone des 20. Jahrhunderts aufgestiegen ist. Offenbar ist weithin akzeptiert, dass erfolgreiche Wissenschaft Weltbilder und Dinge ver-

rücken kann und muss. Diese Überraschungseffekte bergen Risiken, strahlen aber gleichzeitig Faszination aus. Deshalb werden sie auch so häufig für Unterhaltungszwecke genutzt. Der Mad Scientist ist aus dieser Perspektive weniger Verkörperung von Gefahrenpotenzialen der Wissenschaft als eine Sublimation von Forschungsproduktivität in prickelndes Massenvergnügen.

In der heutigen Politik herrscht weithin das Bild vor, Wissenschaftler müssten, damit sie keine verrückten Sachen machen können, an die kurze Leine eines ethisch fundierten Kontrollgesetzes genommen werden. Hier hallt das historische Echo der kriminellen Forschungen während des Nationalsozialismus nach. Damals wurden Menschen in Labors gefoltert, sie wurden mit Krankheitserregern infiziert und in chirurgischen oder physiologischen Experimenten brutal ermordet. Die Erinnerung an diese Verbrechen ist wichtig. Mit internationalen Konventionen und nationalen Gesetzen zur Human- und Biomedizin wird der Einsicht Rechnung getragen, dass wissenschaftliche Forschung in eine demokratische Gesellschaft eingebettet sein muss.

In der Gegenwart besteht die Lösung für die Probleme, die mit den Risiken wissenschaftlicher Praxis entstehen, nicht darin, auf gesetzlichem Weg präventiv und flächendeckend für Sicherheit sorgen zu wollen. Damit würde nicht nur eine Illusion gepflegt, sondern auch vom Sachverhalt abgelenkt, dass Datenschutz und Persönlichkeitsrechte gerade durch dieses Schutzphantasma selbst in Frage gestellt werden. Die Legitimation der Forschungsfreiheit bemisst sich nach wie vor an der Breite und der Qualität des Dialoges zwischen den Wissenschaften als «Zukunftsmaschinen» und einer Gesellschaft, die eine Zukunft will.

Jakob Tanner ist Professor für Allgemeine und Schweizer Geschichte der Neuen und Neuesten Zeit.